

## „Ich bin der gute Hirte“

Die Gnade unseres Hirten Jesus Christus, und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Liebe Mitschafe,

wir haben es eben im Evangelium gehört. Jesus, Gott, erbarmt sich über uns, wie ein guter Hirte sich über seine Schafe erbarmt. Wie ein guter Hirte, der sogar sein Leben lässt für seine Schafe, für uns. Wir haben genau das gerade gefeiert: Karfreitag, den Tod des Hirten, und sein Sieg über den Tod am Ostermorgen.

Aber, Hand aufs Herz, wie wohl fühlen Sie sich bei dem Gedanken, in Gottes Augen ein Schaf zu sein? Ich zumindest habe da meinen Zweifel anzumelden. Sicher, mir leuchtet ein, dass Jesus in agrarischen, landwirtschaftlichen Bildern seiner Zeit spricht um zu verdeutlichen, was er meint – aber damals wie heute haben wir Menschen im Unterschied zu Schafen unseren eigenen Verstand. Und der ringt in uns mit unserer Sehnsucht nach Anerkennung und Liebe, mit unserer Frage nach unserer eigenen Bedeutung. Ich glaube nicht, dass Schafe sich nach ihrer eigenen Bedeutung fragen, nach dem, was sie ausmacht. Ich glaube nicht, dass Schafe Angst vor dem Tod haben.

Dagegen kann man einwenden, dass wir eben diese Angst vor dem Tod ja eigentlich auch nicht mehr zu haben brauchen, seit Ostern. Dass wir im Glauben auch gut beraten sind, wenn wir uns auf so etwas wie eine „träumende Unschuld“ (Tillich) Gott gegenüber einlassen können, uns fallen lassen können und uns vielleicht wie ein Kind auf Gott und den Glauben einlassen können – aber so sind wir doch nicht. Vielleicht noch in den seltenen Momenten unseres gelingenden Lebens, den kleinen Momenten des Glücks und der ungebrochenen Freude, aber doch nicht im Allgemeinen, im Alltäglichen. Da sind wir doch in erster Linie damit beschäftigt, unser Leben auf die Reihe zu bekommen. Und wir tragen dabei an den Brüchen unserer Vergangenheit, sind geprägt von den Narben und Verletzungen, die wir erfahren haben. Wir sind Mal mehr Mal weniger Suchende und Ringende, Fragende und Zweifler, zumeist eher scheue Rehe, was das Leben angeht, denn blökende Schafe.

Die Blickrichtung in unserem Predigttext zielt auf die Zeit, nachdem Jesus in den Himmel aufgefahren ist – und die Schafe ohne wirklich präsenten Jesus als ihren Hirten auskommen müssen. Geschrieben wurde der 1. Petrusbrief um das Jahr 90. Er richtet sich an eine Gemeinde in einer Minderheiten -Situation, um dort einen innergemeindlichen Konflikt zu lösen. Wie aktuell... unsere Gemeinden sind ja auch oft in einer Minderheiten-Situation und haben nicht zu selten innergemeindliche Konflikte.

Folgendes steht dort, im ersten Petrusbrief, also geschrieben:

„Die Ältesten unter euch ermahne ich, der Mitalteste und Zeuge der Leiden Christi, der ich auch teilhabe an der Herrlichkeit, die offenbart werden soll: Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist; achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt; nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund; nicht als Herren über die Gemeinde, sondern als Vorbilder der Herde. So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unvergängliche Krone der Herrlichkeit empfangen.“

Liebe Gemeinde, wer ist eigentlich angesprochen in diesem Text? Sie könnten sich nun schnell zurücklehnen: Ermahnt werden „die Ältesten unter euch“ – im neutestamentlichen Sprachgebrauch die Leiter der Gemeinde. Es ist also ein Wort an die Kirchenvorsteherinnen und Pastoren der Gemeinde, Pröpstinnen und Bischöfe. Na – herzlichen Dank: „Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie Gott es gefällt, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund; nicht als Herren über die Gemeinden, sondern als Vorbilder der Herde.“

Ist das ein Anspruch, ein Auftrag, den ich erfüllen kann? Ja, und Nein. Ja – ich tue meine Arbeit nicht um des schändlichen Gewinns willen, sondern weil ich von Herzensgrund überzeugt bin und an das glaube, was ich tue und vertrete. Nein – nicht alles was ich tue mache ich freiwillig, sondern gezwungen einfach dadurch, dass es zu meiner Arbeit dazu gehört. Und ob ich als besonderes Vorbild taue, wage ich auch zu bezweifeln. In einigen meiner Charaktereigenschaften vielleicht ja – in vielen anderen sicher nicht. (Ersparen Sie mir bitte, konkret zu werden.)

Das ist ein Anspruch an Leitung, an Führung, den, glaube ich, niemand so ganz erfüllen kann. Dafür sind wir Menschen mit Fehlern und Unzulänglichkeiten, und zwar alle. Da sind die Menschen in leitenden Positionen keine anderen, keine besonderen. Wir alle haben noch die Diskussionen zum Jahreswechsel um den damaligen Bundespräsidenten Christian Wulff im Ohr: Da ging es genau um die moralische Integrität für ein leitendes Amt. Und auch wir in der Kirche tun gut daran, uns an die eigene Nase zu fassen, was die Fragwürdigkeit der Motive für unser Handeln angeht: Vielfältig in der Vergangenheit, oft auch in der Gegenwart.

„Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie Gott es gefällt, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund; nicht als Herren über die Gemeinden, sondern als Vorbilder der Herde.“

Liebe Gemeinde, dass, was der erste Petrusbrief als Aufgabe an die Gemeindeleitung beschreibt, gilt eigentlich für jede menschliche Beziehung: Auch in unseren Liebes-, Freundes und Familienbeziehungen sollen wir freiwillig, weil es uns ein Anliegen ist, aufeinander achten, von Herzensgrund. Natürlich sollen wir versuchen, unseren Kindern und Anvertrauten Vorbild darin sein, aus unseren Herzen keine Mördergrube zu machen und aufrichtig und liebevoll zugewandt unseren Nächsten und uns selbst zu begegnen. Und wir sollen ihnen Vorbild darin sein, unser Leben angstfrei und mutig zu gestalten. Konflikte offen, mit einem liebenden Blick auf unsere Gegenüber aufrichtig angehen, und nicht aus Angst vor Verletzung oder Niederlage vermeiden. Führen und Leiten sind der eigentlich richtige mitmenschliche, aufrichtige Umgang miteinander. Und im Grunde unseres Herzens wissen wir, wie dieser richtige Umgang zu gestalten wäre. Wir

scheitern nur immer wieder an uns selbst. Unsere Sehnsucht nach Anerkennung und Liebe, unsere Erfahrungen von Verletzungen und Scheitern, unsere Angst vor dem Tod machen uns immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Wir tun im Brustton der Überzeugung Dinge für die wir uns hinterher Ohrfeigen könnten, lassen unsere Herzen verhärten und unsere Köpfe dick werden. – Oft genug benehmen wir uns wie (dumme) Schafe. Und dann brauchen wir Menschen jemanden, der uns an die Hand nimmt, und uns daran erinnert, worum es eigentlich geht. Der unsere Verhältnisse durch einen liebevollen Blick zurechtrückt.

Und das kann nur jemand sein, dem wir so vertrauen, dass wir ihm glauben. Jemand, der weiß, wie es in uns und um uns steht und von dem wir uns infrage stellen lassen. Im Evangelium haben wir gehört: „Ich bin der gute Hirte und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich, wie mich mein Vater kennt und ich kenne den Vater.“ Diesem Jesus, der das sagt, ist nichts von uns fremd – und er bietet sich an als derjenige, dem wir das Vertrauen entgegen bringen können, uns beim Zurechtrücken unseres Denkens und Tuns zu helfen.

Schaf sein heißt nicht, möglichst seinen Verstand auszuschalten, reines Gefühl zu leben und dadurch glücklich zu werden. Das können wir nicht, und ich glaube, weder wir wollen das eigentlich für uns, noch Gott. (Sonst hätte er uns ja nicht aus dem Paradies zu vertreiben brauchen...) Aber Schaf sein heißt, anzuerkennen, dass wir nicht alles alleine können, dass wir uns nicht selbst genug sein müssen. Das wir auch die Liebe und die Zuwendung Gottes brauchen. Dass wir trotz aller und mit allen unseren Fehlern angenommen und geliebt sind. und darum müssen wir nicht um diese Liebe unter uns kämpfen. Schafsein heißt dann, dass ich keine Angst mehr vor Fehlern haben muss – und wo sie geschehen souverän mit ihnen umgehen kann, sie nicht verstecken muss, sondern sie einräumen kann, mich entschuldigen kann. Moralische Autorität gewinnt man nicht durch Fehlerfreiheit, sondern durch den aufrichtigen Umgang mit sich selbst.

Und Schaf sein so verstanden heißt, etwas verinnerlichen, was ein altes Wort ausdrückt: Demut. Demut vor Gott und den Menschen beschreibt eine Haltung dem Leben gegenüber, sich selbst nicht zu wichtig zu nehmen und sich nicht zu schade für das Leben zu sein. Der Demütige ist nicht klein, sondern groß darin, dass Herz auf dem rechten Fleck zu haben. Er kann seinen Nächsten begegnen mit dem was Not tut und dem Leben dienen, ohne seine eigenen Interessen im Blick haben zu müssen. Der Demütige kann dem Leben begegnen ohne Angst haben zu müssen, ihm nicht zu genügen. Das ist nicht naiv, sondern ganz im Gegenteil: Demut ist eine Freiheitshaltung, die uns das eigentliche, das wirkliche „Leben“ eröffnet.

Von einem chassidischen Wunderrabbi ging die Sage, dass er jeden Morgen vor dem Frühgebet zum Himmel emporsteige. Ein Mitnaged, ein Gegner des Chassidismus, lachte darüber und legte sich auf die Lauer, um selber festzustellen, was der Rabbi im Morgengrauen trieb. Da sah er: Der Rabbi verließ als Holzknecht verkleidet sein Haus und ging zum Wald. Der Mitnaged folgte von weitem. Er sah den Rabbi ein Bäumchen umhauen und in Stücke hacken. Dann lud sich der Rabbi das Holz auf den Rücken und schleppte es zu einer armen, kranken, einsamen Frau. Der Mitnaged blickte durch das Fenster: Drinnen kniete der Rabbi am Boden und heizte ein. Als die Leute nachher den Mitnaged fragten: „Nun, steigt er wirklich zum Himmel?“, sagte dieser still: „Sogar noch höher.“

Unser Gott will, dass wir uns auf das Leben einlassen. Liebevoll, im positiven Sinne demütig, engagiert und mutig. Denn er liebt uns. Glauben wir ihm seine Liebe – denn wir brauchen sie.

Amen

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.